

Krankheit, soweit die Mediensprache reicht

Autor(en): **Bebermeyer, Renate**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **41 (1985)**

Heft 1

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421419>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Wann Hans Wanner dem Deutschschweizerischen Sprachverein beigetreten ist, entzieht sich unserer Kenntnis; es muß noch in den dreißiger Jahren gewesen sein. Als 1943 die Bemühungen um die Gründung einer Zürcher Ortsgruppe endlich Erfolg hatten und der Zürcher Sprachverein aus der Taufe gehoben werden konnte, hatte Hans Wanner maßgeblichen Anteil daran und wurde denn auch zum ersten Obmann gewählt. Der neue Verein nahm unter seiner Leitung einen schönen Aufschwung und wirkte auch unter seinen Nachfolgern lange erfreulich weiter, bis er dann in den siebziger Jahren aufgelöst werden mußte, weil niemand mehr die Leitung übernehmen wollte — ein Zeichen der Zeit. Hans Wanner wechselte 1951 vom Amt des Obmanns des Zürcher in das des Deutschschweizerischen Sprachvereins; als Nachfolger des zweiten der „großen alten Männer“, die jahrzehntelang den Sprachverein verkörpert hatten: Eduard Blocher und August Steiger. Er hat auch da die Aufgabe, eine neue Zeit einzuleiten, zurückhaltend, aber überzeugend gemeistert. Und nach sieben Jahren trat er zurück, um Hans Cornioley von Bern den Stafettenstab zu übergeben. Daß damit sein Interesse am Sprachverein nicht aufgehört hat, sondern so lebendig wie je ist, wissen alle, die sich freuen, ihn jeweils an den Jahresversammlungen wieder begrüßen zu können. Wir hoffen, das sei ihm und uns noch etlichemal beschieden!

Kurt Meyer

Krankheit, soweit die Mediensprache reicht

Von Dr. Renate Bebermeyer

Nicht nur Neuprägungen (Zusammensetzungen) und Fremdwortneuheiten bestimmen das Bild der gegenwärtigen Mediensprache; mitunter treten auch gute alte Wort-Bekannte so auffällig in den Vordergrund, daß sie „wie neu“ erscheinen. Laiengerechte Krankheitsbegriffe erleben seit geraumer Zeit einen Nutzungsgipfel¹; warum und zu welchem Zweck?

Das geschärfte Umwelt- und Gesundheitsbewußtsein läßt Krankheit und Krankmachendes zu „vitalen Interessen“ werden²; hinzu kommt die „Krise der Medizin“, besser, der Schulmedizin, ge-

¹ Daneben aber steigt auch die Zahl der ironisch-kritischen, „nach Art der Fachsprache“ gebildeten Neubegriffe wie Konjunkturitis, Konferenzitis, Subventionitis, Festivalitis, Sparitis, Reaganitis usw.

² Man denke nur an Bestseller wie „Krankheit auf Rezept“, „Bittere Pillen“, „Gesundes Geschäft“ usw.

wirkt aus enttäuschem Wunschdenken, mangelnder Aufklärungsbereitschaft und zahllosen Unterstellungen und Voreingenommenheiten. Einander bedingende und durchdringende Aggressionen und Ängste haben ein Reizklima geschaffen, dessen übersensible Reaktionsmechanismen am deutlichsten am Begriff „Apparate-Medizin“ abzulesen ist, der wie ein Ersatzwort für Unmenschlichkeit und Menschenunwürdigkeit wirkt.

Das Vokabular aber, das zu einer brisanten, aktuellen Thematik gehört, Wortgut, auf das jeder spontan hört, läßt sich besonders gut und wirksam strategisch nutzen und ausnutzen — aber wie denn?

Die gängigen Krankheitsbegriffe sind handliche, vorgeformt-griffige Bausteine, die am Wege liegen, die man nur aufzulesen und weg- und weiterzutragen braucht: die man nur in andere Bereiche (Politik, Wirtschaft, Gesellschaft) übertragen muß — und schon markieren sie dort Nichtnormales, Pathologisches. Sie taugen also zur laienfaßlichen, sofort „ankommenden“ Schnelldiagnose.

Zwei klassische Absichten lassen sich mit den Krankheitsvokabeln „zum Anfassen“ verwirklichen:

Die verständniswerbende Motivation appelliert an Geduld, Rücksichtnahme und Schonung für das „Kranke“:

„Die Staatsfinanzen sind krank, sehr krank; nur unter der opferbereiten Pflege aller wird eine durchgreifende Genesung oder Besserung der chronischen Krankheit zu erzielen sein.“

Hier wird ein Klima bereitet, das den Verantwortlichen erlaubt, über längere Zeit in die Rolle des hilfreich-heilenden Arztes zu schlüpfen. Die andere, die stigmatisierende Absicht, erklärt das für krank, was nicht ins eigene oder gängige Normbild paßt. Auch hier kommt die „Krankheit“ wie vom alten Holzschnittteufel (Blasebalgteufel) angeblasen. Ob der Be- und Getroffene wirklich leidet oder nicht, hängt nicht von seiner physischen Konstitution ab, ist vielmehr eine Frage seiner psychischen Robustheit, seines „dicken Felles“.

Die gegenwartsprachlichen Medienimprovisationen und -variationen um das alte Krankheits-„Leid“-Motiv lassen drei Steigerungsstufen erkennen:

Krankheit kann pauschal, summarisch, sachlich-nüchtern und so nebenbei „angehängt“ werden. Gezielter, aggressiver ist die Abstempelungsmethode: sie will Tauglichkeit, Funktionsfähigkeit, „Normalität“ absprechen oder in Frage stellen. Emotionslawinen aber sollen da losgetreten werden, wo mit dem Stigma der Unheilbarkeit gearbeitet wird, wo eine Toterklärung zu Lebzeiten beabsichtigt ist.

Welcher verbaler Hüllen bedient man sich zur Feststellung dieser so subjektiven, dieser simulierten oder herbeigeredeten Krankheiten, dieser Geisterkrankheiten und Krankheitsphantome?

Das verbale Rezept für die allgemein-unverbindliche Krankheit ist einfach, ist gewissermaßen ein nicht verschreibungspflichtiges Pauschalangebot: Man nenne jede Störung „Krankheit“; Lösungskonzepte sind dann zwangsläufig „Therapien“, Lösungsmittel „Medikamente“, „Medizin“, („Diät“, „Kur“); Verantwortliche, Handelnde werden dann zu „Ärzten“, „Heilpraktikern“, „Quacksalbern“ — und aus den Betroffenen werden „Kranke“, „Patienten“, „Dauerpatienten“.

Die Gebrauchsanweisung ist ebenso einfach: Krankheit ist überall; sie wird eingeteilt in: ökologische, wirtschaftliche, strukturelle, nationale, weltweite, schleichende, chronische, lebensgefährliche und — in Anlehnung an die veraltete „englische“ und „französische“ Krankheit — in türkische, spanische, griechische, oberschwäbische usw. Krankheit. Patient ist jeder: die Wirtschaft, die Stahlindustrie, der Staat, Europa. Therapien sind radikal, hilfreich, nutzlos, homöopathisch, noch in weiter Ferne usw.

Als sehr nützlich erweist sich die alte, vorgestanzte, autoritative Zitatschablone vom „Kranken Mann am Bosphorus“. Beneidenswert, dieser Kranke: seit 1828³ ist er krank, noch immer lebt er, und Kind und Kindeskind hat er nun überall: „der kranke Mann England“, „die Sowjetunion, der kranke Mann“; „Frankreich, der kranke Mann Europas“; „Kranker Mann Stahlkonzern“. Der „Kollaps“ (Einkommens-, Finanz-, Stahl-, AEG-Kollaps) und der „Schwächeanfall“ (der DM, Großbritanniens, der Partei) leiten über zu den „differenzierenderen“, „präziseren“, angreifenderen Diagnosen: Das Sozialsystem hat „Magersucht“; „Allergien“ befallen Parteien und Gewerkschaften; die Nato ist in der „Midlife-Crisis“, „Fieber“ wütet — ist es doch ein geeignetes Sinnbild für erhitzte Emotionen und hektisch-nervöse, überdrehte Abläufe. Fieber — normalerweise Indikator für entzündliche Prozesse; hier aber zündelt jemand:

„Fusionsfieber“, „Streikfieber“, „Investitionsfieber“ markieren unberechenbar „heißgelaufene“ Prozesse; Absatzkrisen führen zu „Werbe“- und „Wechselfieber“; vor Gipfelbegegnungen, Papstbesuchen u. dgl. herrscht „Gipfel“- oder „Papstfieber“. „Westberlinfieber“ soll es in den USA geben, „Nuklear- und Atomfieber“ auch; Japan ist vom „Com-

³ Wohl von Zar Nikolaus I. geprägt (anknüpfend an älteres „die Türkei, der kranke Mann“).

puterfieber“ erfaßt und der Fußball vom „Millionenfieber“. Harmlos ist das zum jährlichen Etatende einsetzende „Beamten“- oder „Dezemberfieber“.

Schlimmer als „Fieber“ sind „Drogen“: Droge Fernsehen, Friedenssehnsucht, Kernkraft — der unaufhaltsame Abstieg in die Abhängigkeit wird suggeriert. So gefährlich Drogen sind — ansteckend sind sie nicht; den *Bazillen* und *Viren* aber ist man hilflos ausgesetzt. Beschwört man sie, will man Ängste freisetzen und zugleich steigern; Ängste vor Unkontrollierbarem. Und weil die Alltagserfahrung lehrt, daß zwar mancher überängstlich reagiert, viele aber mögliche Ansteckungsgefahren unterschätzen, gilt es, der Bagatellisierung Einhalt zu gebieten, gilt es, Gefährdungssyndrome vorzuführen:

„Stahlvirus“ und „Korruptionsbazillen“ grassieren in der Wirtschaft; „braune Viren liegen in der Luft“; „Projektviren“ haben sich in Behörden und Institutionen eingenistet; „Überheblichkeitsbazillen“ wüten in Fußballnationalmannschaften; der „Virus der Verunsicherung“ ist ein „gesellschaftliches Phänomen“.

Gute Viren — böse Viren — eine Standortfrage: Der „Polenbazillus“ oder „antisozialistische Virus“, vor dem sich der Ostblock fürchtet, wird vom Westen begrüßt, der seinerseits am „Wohlstandsvirus“ leidet. Und wenn einem sonst nichts „Konkretes“ einfällt, hilft „manisch-depressiv“ weiter: „Europa, der manisch-depressiv Kranke“.

Der Steigerungsgipfel liegt in der unseligen Dreiheit „Infarkt“ — „Intensivstation“ — „Krebs“. Hier versucht man „Blaulichtsignale“ zu setzen:

Die EG hat den „Agrarinfarkt“; der Bundeswehr droht der „Finanzinfarkt“; „entweder entschließt sich die Wirtschaft zum Leben, oder aber sie bequemt sich zum Infarkt“ (!) „Die Stahlhütten müssen in die Intensivstation“; die italienische Regierung „überlebt nur im Sauerstoffzelt“; „die Elektroindustrie liegt im Koma“; „Künstliche Beatmung für kranke Unternehmen“; „manchmal hilft nur die Mund-zu-Mund-Beatmung“.

Das A und O der Intensivstation ist für den Laien „der Tropf“: „Die Stahlhütten der EG hängen am Tropf und werden künstlich am Leben gehalten“; die Rentenversicherung „hängt am Tropf“; Kurkliniken hängen „am Subventionstropf“, Gemeinden am „Haushaltstropf“; „Die Werften — Operation am Sterbenden?“

„Und jr wort frisset umb sich wie der krebs“ (2. Thim., 2,17). Mit dem Krebs wird das Bild extremer, unaufhaltsamer Zerstörung beschworen, und zugleich nach Radikaloperationen, nach

Ausmerzung des Übels aller Übel geschrien. Hier sind wir im Zentrum des verbalen Taifunkernes. Hier werden verbale Metastasen ausgestreut:

„Die Industrie- und Wirtschaftsspionage ist ein international wuchernder Krebs“; „Pornographie — das Krebsübel unserer Zeit“; die ETA „ist ein Krebsübel“; „Krebsgeschwür Mafia“; „die innerlichen Blutungen im Krebsgeschwür des kranken Mannes am Bosphorus hatten im Dezember 1978 begonnen“. Sätze, die wie allerschlimmste herkömmliche Waffen wirken, die aber auch gleichsam zu infamen Atomwaffen werden können: „Der jüdische Staat ist ein Krebsübel im arabischen Organismus“; „Die Welt hat Krebs, und der Krebs ist der Mensch.“

Die flächendeckende Krankheitskollage soll den Alltagsbürger aufrütteln, ihm das ganze Krisenausmaß drastisch vor Augen führen. Daß es sich aber auch hier um eine Sprachmodeerscheinung handelt, zeigen die „Verkrampfungen“ und „Entgleisungen“, die *da* entstehen, wo man Moden um (fast) jeden Preis mitmachen will:

„Denn ein Krebsgeschwür ist nicht lernfähig, wir aber sind es“; „Die Genesung des Krebspatienten muß an der Basis des Ortsvereins eingeleitet werden“; „Die Berliner Literaten schaffen sich ihre Intensivstation: das Café“.

Verbalfossilien werden reaktiviert, wenn sie zu passen scheinen — selbst dann, wenn die jüngere Generation sie nicht mehr versteht: die „Schwindsucht“ geht wieder um:

„Die Zahl der an den Börsen gehandelten Gesellschaften leidet an Schwindsucht“; „Jugendstilfenster leiden an galoppierender Schwindsucht“ (!).

Krise herrscht, beherrscht alles: „Die Krise kehrt wie ein Krebsgeschwür zurück“; Krise aber ist — definitionsgemäß — der Höhe- und Wendepunkt einer Krankheit. Vor die Krise also haben die etymologischen Götter die Krankheit gesetzt, die ernste, die auf Leben und Tod. Die Mediensprache macht — wie im alten, naiv-erzählenden Bild — aus diesem Nacheinander ein Nebeneinander.

Krankheit also überall; „Kranke machen Weltgeschichte“; „Krankheit im Kreml“ soll gar ein „historisches Syndrom“ sein. „Quacksalberlösungen und Patentmedizinen blühen in unsicheren Zeiten.“

Und wieder zeigt der Sprachgebrauch, daß die Sprache der Körper ist, der die Symptome der Zeit anzeigt, der alle Zeitkrankheiten durchmacht — und sie immer wieder durch- und übersteht.